Werk

Titel: Recensionen und Anzeigen

Ort: Leipzig

Jahr: 1902

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338182551_0019|log56

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

setzungen? Nehmen wir den guten Willen als selbstverständlich an, so finden wir doch bei ihnen oft genug Machtlosigkeit gegenüber dem Mangel an Unterstützung durch gewisse Verleger, andere haben des Ladengeschäftes wegen nicht genug Zeit für das Achten auf erschienene Fortsetzungen, dazu kommt die menschliche Schwäche, vis inertiae genannt, kurz, wenn seitens der Bibliotheken nicht energisch aufgepafst wird, so können sich in wenigen Jahren unzählige angefangene Werke in einer mittelgrofsen Bibliothek finden. Diesem Uebelstande konnten bisjetzt diejenigen Bibliotheken wenigstens einigermafsen steuern, welche einen ihrer Beamten das Börsenblatt lesen hiefsen oder liefsen, was zweierlei ist, denn dieser Leser fand sicher darin Fortsetzungen angezeigt, die auch dem gewissenhaften Sortimenter entgangen waren. Dem ist nun durch die Entziehung des Börsenblattes ein Ende gemacht, ein Ersatz aber ist weder durch das sogenannte „Wöchentliche Verzeichnis" noch durch die „Allgemeine Biographie" noch bis jetzt durch unser Centralblatt geboten, und aus diesem Grunde bedeutet die Entziehung des Börsenblattes eine ganz bedeutende Schädigung der Bibliotheken, umsomehr, als in demselben häufig das Erscheinen ausländischer neuer und fortgesetzter Werke, z. B. spanischer, skandinavischer u. a. angezeigt wurde, von denen sonst nichts zu erfahren war. So können sich die Verleger in Athen, Konstantinopel u. a. O. für die Entziehung des Börsenblattes bedanken, ebensogut wie die Sortimenter, die letzteren besonders deshalb, weil das von den Bibliotheken an Fortsetzungen ersparte Geld nicht etwa für die Neuheiten an sie zu fliefsen braucht, sondern von den Bibliotheken für Antiquaria an Antiquare ausgegeben werden kann.

Per.

Recensionen und Anzeigen.

Vorschriften für die Katalogsarbeiten der k. k. Hofbibliothek. Herausgegeben von der Direktion. I. Abteilung. Nominal-Kataloge. 1. Bd. Alphabetischer Nominal-Zettelkatalog der Druckwerke. Wien 1901. 8°. XLIV, 96 S., 500 Beispiele.

Das grofs angelegte Werk tritt an die Stelle der 1895 begonnenen „Instructionen". Aus diesen wurde die vom damaligen Direktor und jetzigen Minister Dr. Wilhelm R. v. Hartel verfafste wertvolle Geschichte der Katalogsarbeiten an der Wiener Hofbibliothek herübergenommen. In dem Abschlufs dieser Geschichte durch Hofrat Dr. Karabacek tritt der Verfasser des Werkes in den Vordergrund, Dr. Rudolf Geyer, der dann selbst im Vorwort Zweck und Anlage dieser „Regelsammlung", mit der „kein Lehrbuch für Anfänger" beabsichtigt ist, darlegt. Dr. Geyer nennt sich Verfasser und Redakteur; verantwortlich ist er für die systematische Ordnung des Stoffes und für die redaktionelle Fassung; wie weit ihm bezüglich des Stoffes selbst Beschränkungen auferlegt wurden, läfst sich nicht erkennen. Einschneidende Neuerungen wurden zugestanden, z. B. bezüglich des anonymen Ordnungswortes mit vorangehenden Bestandteilen, bezüglich der altgriechischen Personennamen u. s. w., es mufste aber auch „manches leidige Kompromis zwischen logischer Konsequenz und der Macht der Tradition" geschlossen werden, z. B. in der Behandlung der Namen von „Regenten, Prinzen, Heiligen und geistlichen Personen", über welche Dr. Geyer schon 1897 in seiner Besprechung der Amts-Instruktion der Prager Universitäts-Bibliothek seinen Standpunkt klar gelegt hatte.

Das System zerfällt in 4 Hauptstücke: I. Inhalt und Anlage des Katalogs, II. Verfassung des Haupt-Zettels, III. Verfassung des Verweisungs-Zettels, IV. Anordnung der Zettel. Im II. Hauptstücke werden wesentlich die Bestandteile des Grundzettels behandelt; die Auflage wird, wenn auf dem Buch-

titel vermerkt, in die Titelabschrift, also einen Grundbestandteil, aufgenommen, sonst unter die accessorischen Angaben verwiesen; ebenso ist die Blatt- oder Seitenzahl jener Druckschriften, welche in einem Volumen abgeschlossen sind, ein Grundbestandteil, dagegen Volumenzahl (und Seitenzahlen) mehrbändiger Werke ein accessorischer Bestandteil des Grundzettels. Unter den accessorischen Angaben sind an 3. Stelle die bibliographischen Anmerkungen angesetzt, welche auch die bemerkenswerten zufälligen Aeufserlichkeiten des Werkes umfassen, erst an 4. Stelle die Inhaltsangabe.

Im III. Hauptstück wird eine genaue Einteilung der Verweisungszettel und eine neue Terminologie geboten, die sich durch die thatsächlich wesentliche Verschiedenheit der Verweise begründen läfst.

Aus den Regeln und Beispielen gewinnt man den Eindruck, dafs ein streng mechanisches Verfahren und gröfste bibliographische Genauigkeit (man beachte die Wiedergabe gotischer Zierschrift lateinischer und englischer Buchtitel) angestrebt wird.

Richtung und Grundsätze des Werkes werden sich aus folgender Charakteristik erkennen lassen:

Fingierte Ordnungswörter werden grundsätzlich abgelehnt; es sind daher die ersten Worte titelloser Werke als Titel zu behandeln, anonyme Litteraturdenkmäler mit reicher Litteratur (Bibel etc.) werden nicht unter ein einheitliches Schlagwort gestellt, ebenso nicht Schulschriften (Programme etc.), Vereins- und Flugschriften aller Art (Wahlschriften, Roteln etc.).

Die Neuauflagen von Fortsetzungswerken werden im Allgemeinen jede für sich zusammengestellt und selbständig behandelt, auch wenn die einzelnen Teile des Werkes in den Neuauflagen ungleichmäfsig fortschreiten.

Das persönliche Ordnungswort ist ausschliefslich auf einen einzigen Schriftstellernamen beschränkt. Weicht die Form des Ordnungswortes von der auf dem Buchtitel verwendeten Namensform auch nur in einem Buchstaben des Vornamens ab, so wird es in ( ) gesetzt (die aus dem Buchtitel übernommenen Klammern werden durch Winkelklammern dargestellt). Als Verfasser gelten auch Sammler von Anthologien, Sprichwörtern, Respondenten bei Dissertationen, Verfasser eines begleitenden oder erläuternden Textes zu Bilderwerken (ohne Verweisung von diesem). Für jeden Verfasser ist nur ein einziges Ordnungswort zulässig; bei verschiedenen Namensformen giebt die von ihm zuletzt geführte das Ordnungswort ab. Diese Vereinheitlichung gilt, wie aus den Namensformverweisungen (§ 184) ersichtlich ist, auch für wechselnde Vornamen.

Das anonyme Ordnungswort (Schlagwort) besteht lediglich aus einem einzigen, von allen zugehörigen Bestandteilen abgelösten Worte. Periodische Veröffentlichungen werden nicht anonym behandelt, wenn sie das Werk nur eines Verfassers sind. Als Schlagwort gilt bei der gewöhnlichen appellativen Titelform das erste Substantiv, bezw. substantivisch gebrauchte Wort im Nominativ, z. B. (Doktor) Dr. J. Mundy. Eine biographische Skizze, sonst überhaupt das erste Wort des eigentlichen Titels (z. B. Unserem allverehrten Freunde . . . Johann Kubin).

Die Titelabschrift wiederholt das Ordnungswort in der auf dem Buchtitel gebrauchten Form, wenn diese von der für das Ordnungswort verlangten abweicht; bei vollkommener Uebereinstimmung wird der Platz des Ordnungswortes in der Titelabschrift durch einen wagrechten Strich ausgefüllt. Ergänzungen in ( ) sind zulässig rücksichtlich fehlender Interpunktionen, der Zusätze „pseud., pseudep., sic!“ und unvollständiger oder fehlender Vornamen, welche letztere dann auch den Text beginnen können. Fehlende Auflagevermerke werden in der Titelabschrift nicht ergänzt. Namensformen, die gewiesen werden müssen, werden unterstrichen, wenn sie in der für das Ordnungswort geeigneten Form sich vorfinden, sonst in der richtig gestellten Form „ausgeworfen“, d. h. links unterhalb des Textes schräg geschrieben und unterstrichen. Oft ist nicht erkennbar, auf welchen Teil der Titelabschrift sich der Auswurf beziehen soll; hier wird durch diakritische Zeichen ab-

geholfen werden müssen. Der Titel wird streng mechanisch wiedergegeben, so dafs selbst der Auflagevermerk die Titelabschrift beginnen kann.

Die Verweisungen werden nur durch V (vide) eingeleitet; es wird ausschliefslich auf das Ordnungswort des Hauptzettels verwiesen; nur auf dem Hauptzettel sind die Ordnungswörter der Hinweise durch Unterstreichen kenntlich gemacht.

Jeder Grundzettel, auch der der Fortsetzungswerke, enthält nur einen Zuwachsvermerk.

Mängel und Fehler in den Beispielen erklären sich daraus, dafs gelegentlich die Auswahl getroffen wurde, ehe man noch bezüglich verschiedener Vorschriften zur endgiltigen Entscheidung gelangt war. Nach Dr. Geyers Mitteilung (Vorwort S. XXXIX) hat der Katalog sich als so zuverlässig und brauchbar erwiesen, dafs niemand daran denken konnte, ihn durch einen neu anzulegenden zu ersetzen. Hittmair.

The Care of Books. An Essay on the Development of Libraries and their Fittings, from the earliest times to the end of the Eighteenth Century. By John Willis Clark . . . Cambridge at the University Press [typ. J. and C. F. Clay] 1901. Gr. 8°. XVIII—330 pp.

Während der Kontinent im Allgemeinen sich begnügte, in Einzeluntersuchungen die bibliographische Wissenschaft zu fördern, haben die englisch sprechenden Völker — von jeher der Synthese mehr zugeneigt als der Analyse — in den letzten die Bibliographie als Wissenschaft besonders mehrenden Jahren die gröfsten zusammenhängenden Darstellungen auf dem Gebiete der Bücherkunde gebracht. Dem Amerikaner G. H. Putnam verdanken wir den mit Liebe unternommenen Versuch, die Beziehungen zwischen Buch und Leser, zwischen Drucker und Publikum auf ihre historischen Ursprünge zurückgeführt und ihre Entwicklung bis zum englischen Copy-right-Gesetz hinauf verfolgt zu haben. Und jetzt hat der gelehrte Registrar der Universität Cambridge, J. W. Clark eine Entwicklungsgeschichte der Bibliotheksein-richtungen herausgegeben, ein Werk, das dem Buche Putnams zwar an Ausführlichkeit der Darstellung und wohl auch in Hinsicht auf die Bedeutung des Vorwurfes nachsteht, es aber an wissenschaftlichem Wert erheblich übertrifft. Das Buch des Amerikaners war das Ergebnis der Gedanken eines praktischen Verlegers, dessen Wissen und Wissensverwertung nicht genug Bewunderung verdienen, dessen wenig kritische Darstellung aber oft genug die Tiefe des Gelehrten vermissen liefs. Clarks Buch aber ist auf dem sicheren Fundament moderner historischer Forschung aufgebaut. Es bleibt zwar sehr fraglich, ob er in der Auswahl der benutzten Quellen sich nicht von Erwägungen leiten liefs, die mit wissenschaftlicher Unbefangenheit wenig zu thun haben, fraglich, ob nicht der sattsam bekannte englische Insularismus in seinem Werke eine ungebührlich grofse Rolle spielt; das eine aber sei nicht bestritten, dafs keine Seite des Buches die vornehme kritische Befähigung und den scharfsinnigen Kombinationssinn des kundigen Forschers verleugnet. J. W. Clark ist kein Neuling in der gelehrten Litteratur, und kein Neuling im Bibliotheksfache. Die Geschichte der englischen Baukunst wurde von ihm durch einige sehr gerühmte Schriften gefördert, und besonders für die Universität Cambridge scheint er als Historiograph heute dieselbe Bedeutung gewinnen zu wollen, die im 17. Jahrhundert Anthony à Wood für Oxford beanspruchte. Das vorliegende Werk ist die Erweiterung eines Vortrages, den Clark im Jahre 1894 veröffentlicht hat („Libraries in the Medieval and Renaissance Periods". Cambridge). Aber der Verfasser des heute vorliegenden Werkes kam zu Ergebnissen, die dem Vortragenden des Jahres 1894 noch ferne lagen. Vor Allem sei zur Erklärung des Titels Eines festgestellt: Die Darstellung Clarks berücksichtigt ausschliefslich die technische Seite der Bibliotheksgeschichte. Das Buch ist streng genommen weit besser als kunsthistorisches denn als bibliographisches Werk zu bezeichnen, da es seinem Verfasser, wie dieser selbst bedauernd erwähnt, mehr um den archi-

tektonischen Rahmen der Bücherbestände als um die Bücher selbst zu thun ist. Clark beginnt sein Werk mit einer Zusammenstellung der aus dem Altertum auf uns gekommenen Schriften über Bücher- und Bibliothekspflege. Dabei ist er recht ausführlich und verschmäht es mit Recht auch nicht, scheinbar unwesentliche Stellen aus den Dichtern anzuführen. Dieser erste Teil des Buches geht über eine Quellenkritik kaum hinaus. Der Verfasser begnügt sich, das Material für eine spätere kritische Darstellung der antiken Buchpflege niederzulegen und zu sichten. Ein abschliefsendes Urteil über Anlage und Benutzung der alten Bibliotheken scheint ja auch heute, da die Archäologie täglich neues Material ans Licht bringt, wohl noch verfrüht. Auffallend ist, dafs Clark bei der umfangreichen Litteratur, die er auch für diese ältesten Zeiten der Bibliothekspflege heranzieht, Dziatzkos verdienstvolles Werk „Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens" unberücksichtigt läfst. Die hier S. 24 Anm. 2 erwähnte Terrakottafigur eines an einem Pult schreibenden Mädchens, eine griechische noch dazu im British Museum befindliche Statuette, hätte wohl eine Stelle unter den von Clark verschwenderisch beigestellten Illustrationen verdient. Die Eigenschaft der Engländer, auch in wissenschaftlichen Werken des trockenen Tons bald satt zu werden, verschuldete p. 19 einen wenig vorteilhaften Uebersetzungsscherz des Verfassers. An den ersten Abschnitt knüpft Clark etwas unvermittelt oder doch mit unzulänglicher Erklärung eine sehr lesenswerte Studie über die vaticanische Bibliothek an, die überhaupt das ganze Buch hindurch eine äufserst eingehende Würdigung findet. Mit dem Kapitel über die Buchpflege der Alten hört für Clark jede Heranziehung deutscher Quellen und deutscher Litteratur, jede Erwähnung deutscher Bibliotheken auf. Bei den umfangreichen Studienreisen, die der Veröffentlichung seines Werkes vorangingen, scheint Clark deutschen Boden sorgfältig vermieden zu haben. Ob da Absicht im Spiele war, bleibe dahingestellt. Jedenfalls erklärt dieser Mangel manche Lücke in Clarks Darstellung. Manches freilich mag zu seiner Entschuldigung dienen. Erstens kamen für die dem Kapitel über antike Bibliothekseinrichtungen sich anschliefsende Untersuchung über die primitiven Bibliotheksanlagen in den Anfängen christlicher Aera nur der Orient und etwa noch Italien in Betracht; und bei dem Versuche, für jene Zeiten auch aus Nordeuropa Beispiele heranzuziehen, betritt der Verfasser ein etwas brüchiges Terrain. Endlich aber fand Clark für die Darstellung mittelalterlicher Bibliotheksanlagen in seiner Heimat ganz besonders wertvolles Material. Und ein Vergleich englischer Bibliotheken mit den dem Verfasser bekannten französischen und holländischen Baulichkeiten, konnte seine Ueberzeugung, in der architektonischen Struktur englischer Kirchen- und Kollegienbibliotheken des Mittelalters nicht individuelle sondern typische Züge zu erblicken, nur befestigen. Der Kern der Darstellung Clarks und der Hauptwert seines „Versuches" bestehen darin, dafs er für die verschiedenartigen Verwahrungsmethoden der Bücherbestände ganz präcise Formeln zu finden verstanden hat, deren Giltigkeit nach seiner überzeugenden Darlegung kaum bestritten werden wird. Clark hat das grofse Verdienst, alle die schriftlich und bildlich auf uns gekommenen Nachrichten über die Entwicklung der Bücheraufstellung in ein System gebracht zu haben, indem er drei zeitlich nicht abgegrenzte aber formell scharf differenzierte Methoden auseinanderhält. Die älteste bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts bestehende Art der Bücherverwahrung war das „Pult („lectern", mlt. lectrinum)-System". Büchermagazin und Benutzungsraum waren identisch. Die Bibliotheksräume enthielten eine Reihe einzelstehender oder bankartig verbundener Lesepulte, an denen alle Bücher, deren Wert eine Entlehnung verbot, mit Ketten befestigt waren und so an Ort und Stelle eingesehen werden mufsten. Clark war in der Lage, zwei Bibliotheken zu besichtigen, die bis zum heutigen Tage dieses System wenigstens in seinen Principien festgehalten haben: die Bibliothek der Stadt Zutphen in der holländischen Provinz Gelderland und die Bibliothek der norditalienischen Stadt Cesena. Bedenken, die ökonomischen Rücksichten entsprangen, führten bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst dazu, dafs

mit diesem raumverschwendenden Systeme endgiltig gebrochen wurde. So entstand das „Zellen („stall" stallium)-System". Dieses bestand darin, dafs wandartige Büchergestelle senkrecht gegen die Mauern des Bibliotheksraumes derart aufgeführt wurden, dafs je zwei solcher Wände ein Fenster einschlossen. Jeder, der die „Duke Humphreys Library" in der Bodleiana besucht hat, weifs, dafs dieses System in England wenigstens noch heute vereinzelt anzutreffen ist. Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts mögen alle drei Systeme neben einander bestanden haben. Denn als im übrigen Europa das Pult- dem Zellen-System wich, wurde in Spanien eine Bibliothek errichtet, die bereits der dritten Bücheraufstellungsmethode Geltung verschafft hatte, dem „Wand („Wall")-System". Clark vermutet, dafs es die Bibliothek des Escurial in Madrid war, welche Bücherrepositorien, die mit den Saalwänden parallel liefen, zuerst eingeführt hat, dafs also für das moderne Bücherverwahrungssystem das Jahr 1584 als Geburtsjahr anzusehen ist. Erst geraume Zeit später, 1609, folgte Kardinal Federigo Borromeo bei der Errichtung der Ambrosiana in Mailand diesem Beispiel. Aber erst mit der Vollendung der Bibliothèque Mazarine (1647) wurde diesem dritten Systeme Anerkennung verschafft, da es sich von Paris aus allgemein ausbreitete, um schliefslich die alten Methoden zu verdrängen. Mit der Feststellung des Sieges dieses dritten Systems über seine Vorgänger schliefst Clarks Buch. Dadurch bleibt es hinter der Verheifsung des Titels, in dem von einer Geschichte der Bücherverwahrung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Rede ist, etwas zurück. So hätte man doch in einem englischen Buche über die Raumverhältnisse des Montague-Hauses, des ersten Heims der Bibliothek des British Museum, einige Aufschlüsse erwarten können, ebenso (da den Privat-Bibliotheken ein eigenes Kapitel gewidmet ist) über die Bibliothek des Sir Hans Sloane, die ja den Grundstock der englischen Nationalbibliothek bildete. Clark unterstützt seine scharfsinnigen Untersuchungen mit einer erstaunlichen Fülle von Beispielen. Und wo das Wort unzulänglich wird, fördern treffliche Illustrationen das Verständnis. Diese Illustrationen, die einen Hauptwert des Buches bilden, bestehen nicht nur aus sehr sauber reproducierten Plänen und Ansichten, sondern auch aus einer stattlichen Anzahl bibliotheks-architechnischer Bilder, die der unermüdliche Verfasser aus Handschriften der grofsen englischen und italienischen Bibliotheken hervorgesucht hat. Bei der Wiedergabe der Miniaturen vermifst man schmerzlich die Kolorierung des Originals, die z. B. bei dem Titelbilde („Ezra" aus dem Cod. Amiatinus in der Laurentiana) dem Vorstellungsvermögen sehr zur Hilfe gekommen wäre. Auffallend ist, dafs Clark diese Illustrationen ausschliefslich (nur der Büchernarr aus dem Narrenschiff bildet eine Ausnahme) Handschriften entnommen hat. Und doch wäre hier die Inkunabelzeit, eine Periode die für den Umschwung in der Bücherverwahrungsmethode als überaus wichtig zu bezeichnen ist, sehr glücklich zu verwerten gewesen. Als Kuriosum sei aus der reichen Menge der illustrativen Beigaben das Bildnis des Verfassers hervorgehoben, der in der Stellung eines Lesenden in einer Wandelgangnische der Kathedrale von Gloucester sich photographieren liefs [Fig. 30]. Die äufsere Form des Werkes ist, soweit Schönheit der Lettern, Wiedergabe der Illustrationen und Handlichkeit des Formats in Frage kommen, durchaus zu loben. Sehr zu bemängeln dagegen ist die Wahl des Papiers, dessen aufdringlicher Glanz den Augen wie dem guten Geschmack gleich wenig förderlich ist.

Wien. G. A. Crüwell.

Walter Crane, Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit. Vorträge und Aufsätze. Aus dem Englischen von L. und K. Burger. Autorisierte Ausgabe. Leipzig, 1901. Hermann Seemann Nachfolger. III und 224 S. (Nebst 143 Abbildungen im Texte und 11 Tafeln am Schlusse). 2. Aufl. Ebenda 1901. XVI und 335 S. (Nebst 147 Abbild. u. 11 Taf.).

Wie man unterscheidet zwischen Kunstwerken, die nur um ihrer selbst willen da sind, und Werken, die bestimmten Zwecken dienen, an denen aber die

Kunst mitwirkt, so wird man das Buch, nach seiner künstlerischer Seite hin betrachtet, höchstens zu der zweiten Kategorie stellen. Denn nicht jedes Buch hat etwas vom Künstlerischen an sich. So gut wie es Prachthandschriften giebt und daneben Manuskripte, an denen Alles, aber nur keine Kunst und Schönheit vorhanden ist, so sind auch die Produkte der Buchdruckerkunst, deren erste gröfsere Hervorbringungen in Buchform noch geradezu als Kunstwerke zu bezeichnen sind, nur zu oft auf das ganz Handwerksmäfsige, ja pfuscherhaft Unkünstlerische herabgesunken. Wie sich aber in unseren Tagen das Kunsthandwerk überall, besonders auch in Deutschland, aus dem Verfalle herauszuarbeiten begonnen hat, ja jetzt wohl dank der aufs Praktische gerichteten Zeitströmung sich blühender entwickelt als die neuere Kunst selbst, so haben auch alle die Arbeiten, aus deren Vereinigung ein Buch hervorgeht, einen künstlerischen Charakter angenommen. Der Einband des Buches samt dem Umschlage und dem Vorsatzblatte, die Anordnung des Titels, der Schnitt der Lettern und Initialen, der wohlproportionierte Abdruck des Textes auf der Blattfläche, die Einfassung und die dekorative Austattung und Illustration derselben u. s. w. sind ebenso viel Gegenstände künstlerischer Erwägungen geworden. Einem Ausschnitte aus diesen ist das Buch gewidmet, das uns das Ehepaar L. und K. Burger in einer ebenso geschmackvollen Uebersetzung als künstlerisch ansprechenden Ausstattung vorgelegt hat. Es behandelt die dekorative Illustration des Buches, wohl gemerkt nicht die Buchillustration überhaupt. Da nun in unserer Zeit die dekorative Illustration der Bücher in England von wirklichen Künstlern geübt worden ist und sie daher dort einen grofsen Aufschwung genommen hat, so ist es natürlich, dafs sich auch hier die Theorie dieser Seite der Kleinkunst bemächtigt und schon eine Art Aesthetik der dekorativen Buchillustration ausgebildet hat. Das vorliegende Buch, dem es zum grofsen Vorteil gereicht, dafs sein Verfasser nicht nur ein gebildeter und geschmackvoller Schriftsteller und Dichter, der über sein Metier reiflich nachgedacht hat, sondern zugleich ein trefflicher ausübender Künstler, Holzschneider, Zeichner und Maler ist, war es daher auch werth, dafs es dem deutschen Publikum zugänglich gemacht wurde. Walter Crane, am 15. August 1845 zu Liverpool geboren, schlofs sich der Schule der englischen Praeraphaeliten an, welche bekanntlich ganz besonders neben ihrer Beeinflussung des höheren Kunstgeschmackes in England auf die Entwicklung der ornamentalen Kunst durch Zeichnungen für Tapeten, Teppiche, Buchillustrationen u. s. w. von gröfster Bedeutung geworden sind. Durch ihre Stellung zu den sozialen Fragen des Tages, ihre Teilnahme für die schwer arbeitenden Volksklassen waren sie hierzu nicht minder geeignet als durch ihre künstlerischen Ideale. Eine romantisch mittelalterliche, der industriellen Gegenwart Englands abgeneigte Stimmung herrschte in diesen Kreisen, und Walter Crane giebt dieser auch in unserm Buch, z. B. S. 22, kräftigen Ausdruck. Selbstverständlich fühlten sich solche naive Künstlerseelen von den Reizen des Jugendlebens besonders angezogen, und so haben sie einen Teil ihrer besten Kraft auf die Illustration von Kinderschriften, Märchenbüchern, Legenden u. s. w. verwendet. Man mufs sich das gegenwärtig halten, wenn wir die Vorlesungen W. Cranes — denn aus solchen ist unser Buch entstanden — richtig würdigen will. Sie sind sozusagen Bekenntnisse eines Künstlers, und zwar eines etwas einseitigen englischen Künstlers. Nicht als ob er deshalb nicht auch anderen Kunstrichtungen gerecht werden könnte! Hat er doch sein zweites Kapitel der Buchillustration des 15. und 16. Jahrhunderts dem Leiter „des Kontinents", nämlich Deutschland gewidmet. Aber für die Neuzeit berücksichtigt er doch fast ganz ausschliefslich englische Vorbilder und zwar vorzugsweise seiner Schule. Denn bekannte englische Illustratoren, die in ihrer Heimat noch heute hochgeschätzt werden, z. B. Cruikshank, finde ich nicht einmal erwähnt. Mögen diese auch gerade keinen dekorativen Stil entwickelt haben, immerhin hätten sie doch, wenn es W. Crane auf Vollständigkeit angekommen wäre, hier angezogen werden können. Umsomehr müssen wir aber die Tendenz, die dem ganzen Buche zu Grunde liegt, billigen und möchten sie unseren

Buchillustratoren zur Beherzigung empfehlen. Denn Crane fafst die Illustration als ein von dem Inhalt des Buches ganz Abhängiges, seinem Charakter in Geist und Stil homogen sein Sollendes, nicht als ein beliebiges, im bunten Mischmasch Hinzuzuthuendes auf. Ihm ist es überhaupt um die Herstellung des ganzen Buches als einer einheitlichen, vom künstlerischen Gesichtspunkte geleiteten Leistung zu thun, zu der ein Künstler nicht nur die Illustrationen arbeiten, sondern auch die Typen zeichnen und den Einband beeinflussen soll. Das kann man heutzutage allen Denen, die mit der Herstellung von Büchern betraut sind, nicht genug ans Herz legen, und darum haben L. u. K. Burger, wie schon gesagt, durch ihre geschmackvolle Uebersetzung dieser Arbeit und die treffliche Ausstattung derselben mit zahlreichen Illustrationen für das deutsche Buchgewerbe sich ein grofses Verdienst erworben. G. G.

Bibliographie de la typographie néerlandaise des années 1500 à 1540 par Wouter Nijhoff. La Haye 1901. 1. und 2. Livr., je VIII, 192 S. 8°.

Das Werk, das mit den vorliegenden Lieferungen zu erscheinen beginnt, verzeichnet im Anschlufs an Campbells Annales de la typographie néerlandaise au 15e siècle die Werke der niederländischen Druckereien in den vier ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Den Deutschen mufs es fast mit Neid erfüllen, dafs die Niederlande damit das erhalten, was uns Panzer und Weller nie haben sein können, eine umfassende und zuverlässige Bibliographie der Reformationslitteratur. Nijhoffs bibliographische Angaben genügen weitgehenden Ansprüchen, in vielen Fällen bringt er Ergänzungen und Berichtigungen zu den besten bisherigen Hilfsmitteln, zu Proctor, Berghman und Moes. Die Anordnung der (einseitig gedruckten) Titel ist eine vorläufige, so dafs schon die beiden ersten Lieferungen Werke aus dem ganzen zu behandelnden Zeitraum umfassen und im Kleinen ein Bild dessen bieten, was einst das fertige Werk enthalten wird. Im einzelnen ist dieses Bild aufserordentlich bezeichnend. Treulich spiegeln sich die politischen Verhältnisse des Landes in der bunten Verteilung der Drucke auf die verschiedenen Städte wieder. Die 188 verzeichneten Drucke gehören 44 Druckern in 13 Städten an, der Löwenanteil fällt auf Antwerpen mit 119 Drucken und 26 Druckern. Das ist ein Reichtum, wie ihn selbst Strafsburg und Wittenberg in ihrer besten Zeit nicht aufweisen können. Amsterdam tritt erst 1523 und nur mit 2 Drucken auf. Deutlich ist zu beobachten, wie die theologische Litteratur der Reformation immer wissenschaftlicher wird, während die eigentlich humanistische Produktion abnimmt. Natürlich wird niemand diesen Daten mehr als eine symptomatische Bedeutung zulegen wollen; um andere Erscheinungen, z. B. das Anschwellen der Litteratur nach 1517 zu beobachten, ist das fragmentarische Material überhaupt noch nicht ausreichend.

Jeder Lieferung ist dankenswerter Weise ein Register beigegeben, ihre Benutzung freilich wird dadurch eben nicht erleichtert, dafs derselbe Drucker je nach dem Impresso als M. Lempereur, als M. Caesar oder als M. de Keijser auftritt. Man darf wohl hoffen, dafs in späteren Registern diese letzte Form durchgeführt wird. Druckfehler sind selten und kaum geeignet, die Brauchbarkeit des Buches zu beeinflussen, angeführt seien aus Heft 1 (IV, 8 v. u. Spiegel st. Spiepel, Nr. 11 Oldenborch st. Oldenbosch, 27 und *1001 sind die Impressi einzuklammern, 1022, 4 v. u. houtsneê st. houtneê). Sehr wünschenswert wären eingehende Beschreibungen der Borduren und Holzschnitte, wie in Dommers Lutherdrucken. Die jetzigen Fundorte der Drucke sind mit einer Ausnahme nur angegeben, soweit sie in den Niederlanden und Belgien liegen, $^4/_5$ aller aufgeführten Werke gehören dem Reichsmuseum in Amsterdam, der königlichen Bibliothek im Haag und der Universitäts- und Stadtbibliothek in Gent.

Möge das tüchtige Werk schnell fortschreiten, möge es in Deutschland den Gedanken einer ebenbürtigen Bibliographie der Reformationslitteratur fördern und damit aller deutschen Forschung dieser Zeit, der historischen, kirchengeschichtlichen und litterarischen, zum Segen werden.

Leipzig. Alfred Götze.

Gottfried Zedler, Gutenberg-Forschungen. Leipzig, O. Harrassowitz. 1901. 3 Bl. u. 165 S. 8° mit 4 Tafeln. 7 M.

Für die verspätete Anzeige des Zedlerschen Buches ist weder die Redaktion des Centralblattes noch der Berichterstatter verantwortlich. Eine Besprechung war ursprünglich von anderer Seite zugesagt, mufste aber unterbleiben. Um eine weitere Verzögerung zu vermeiden, soll von einer eingehenden Würdigung der Arbeit abgesehen und nur ein Referat gegeben werden.

In der Gutenberg-Forschung harren noch so viele wichtige Fragen einer befriedigenden Antwort, dafs jedes ernste Bemühen auf diesem Gebiet Anerkennung verdient. So begrüfsen wir auch die fleifsige und gründliche Arbeit Zedlers mit Freuden und hoffen, dafs die mancherlei Anregung, welche sie bietet, weitere Studien über die Anfänge der Druckkunst fördern hilft. Um die zahlreichen Rätsel, welche Gutenbergs Druckerthätigkeit aufgiebt, einer Lösung näher zu führen, tritt der Verfasser mit einer ganzen Reihe von z. T. recht scharfsinnigen Hypothesen hervor, die er allerdings oft mit zu grofser Zuversicht als erwiesen hinstellt. Hierbei mufs noch besonders das unverkennbare Bestreben auffallen, die von seinen Vorgängern gewonnenen Ansichten durch eigene Vermutungen zu ersetzen.

Im ersten Kapitel seiner Forschungen handelt Zedler von Gutenbergs Thätigkeit in Strafsburg und von der Entstehung des Buchdrucks aus dem Stempeldruck. Vom Verfahren der Buchbinder, welches diese beim Aufdruck von Titeln auf das Deckelleder der Einbände anwendeten, sei Gutenberg ausgegangen. Im Anschlufs an Schreibers Meinung nimmt Zedler an, die ersten Strafsburger Arbeiten Gutenbergs (Steinepolieren und Spiegelmachen) ständen offenbar im Zusammenhang mit dem Buchbindergewerbe. Dagegen verwirft er mit Recht die Schreibersche Hypothese, wonach Gutenberg im Jahre 1440 zu Aachen die holländischen, von Metallplatten gedruckten Donate kennen gelernt habe und erst durch diese zum Problem des Typendrucks gekommen sei. Auf Grund der Strafsburger Akten gelangt nun der Verfasser zu folgender Kombination: zur Zeit des Prozesses mit den Brüdern Dritzehn habe Gutenberg noch mit freihändig geschnittenem Letternmaterial gearbeitet; in das Jahr 1442 wäre dann aber eine zweite Stufe der Gutenbergschen Erfindung (Einschlagen von Stahlstempeln mit Buchstabenbild in Blei etc.) zu setzen, weil in jener Zeit von Gutenberg eine beträchtliche Anleihe beim Strafsburger St. Thomas-Stift aufgenommen wurde. Diese Mutmafsungen scheinen sich ganz ungezwungen zu ergeben; es dürfte jedoch zu bezweifeln sein, ob für die Strafsburger Zeit solche ins Einzelne gehende Annahmen angebracht sind. Mehr Zustimmung werden dagegen des Verfassers Erklärungsversuche der Avignoner Aktenstücke finden, welche Waldvogels mechanische Schreibkunst betreffen.

Zu seiner Hauptaufgabe kommt Zedler erst in den folgenden Abschnitten, nämlich zu einer Auseinandersetzung mit Schwenke, dessen scharfe Prüfung der Gutenbergschen Drucktechnik zu ganz neuen Ergebnissen geführt hat. Zedler verteidigt zunächst die bisher herrschende Ansicht, dafs Gutenberg als der Schöpfer der beiden grofsen Typensysteme zu gelten habe, mit denen die 42zeilige und 36zeilige Bibel (B 42 und B 36) hergestellt wurden, und versucht weiter den Nachweis, dafs die Schrift von B 36 Gutenbergs Urtype sei. Zur Erklärung der Doppelschöpfung soll folgende Hypothese dienen. Gutenberg hätte zuerst beabsichtigt, ein Missale zu drucken, und zur Nachahmung seiner handschriftlichen Vorlage zwei verschiedene Schriftgröfsen anfertigen müssen. Wegen der Schwierigkeit des zweifarbigen Druckes, wie ihn das Missale forderte, sei aber dieser Plan aufgegeben und dafür der Bibeldruck unternommen worden (mit der kleineren Type B 42). Diese ansprechende Vermutung Zedlers ist gewifs erwägenswert, doch wird sie zweifellos so lange bestritten werden, bis es ihm gelingt, Ueberreste dieses sogenannten „Versuchsdrucks“ nachzuweisen. Hingegen werden viele Mitforscher gleich ihm an der Ueberzeugung festhalten, dafs die Typen der

36zeiligen Bibel von Gutenberg geschnitten sind und von ihm wenigstens in dem 27zeiligen Pariser Donat verwendet wurden.

Den Schwenkeschen methodischen Untersuchungen gegenüber sieht sich Zedler (und mit ihm wohl die meisten) zu dem Zugeständnis gezwungen, dafs die Kalenderdrucke (Türkenkalender, Cisianus und Laxierkalender) sowie die 36zeilige Bibel nicht aus Gutenbergs Druckerwerkstatt stammen können. Was Zedler über das Verhältnis der 36zeiligen und 42zeiligen Bibel-Type beobachtet hat, ist recht beachtenswert, aber hier nicht eingehender zu besprechen. Abzulehnen ist hingegen die durch nichts bedingte Annahme, dafs die Versalien von B 42 von P. Schöffer geschnitten seien. Ueberhaupt sollte man sich hüten, dessen Hilfeleistung beim Typenschnitt zu früh anzunehmen, da sich Schöffer zur Zeit des Vertragsabschlusses zwischen Gutenberg und Fust (Zedler nimmt das Jahr 1449 dafür an) noch als Schreiber in Paris befand.

Das dritte Kapitel handelt von der Gutenberg-Fustschen Druckerei, von der 42zeiligen Bibel und den Ablafsbriefen. Hervorzuheben sind hier des Verfassers Auslegungsversuche des schwierigen Helmaspergerschen Notariatsinstruments vom 6. November 1455, von denen einige Interpretationen sicher das Richtige treffen. Voreilig ist jedoch die Rekonstruktion von Fusts zweitem Klageartikel, für welchen uns jeder Anhalt fehlt. Den Bruch Gutenbergs mit Fust setzt Zedler in engsten Zusammenhang mit dem Druck der Ablafsbriefe (1454). In dieser ungemein verwickelten Frage glaubt er eine einfache Lösung gefunden zu haben. Durch die zahlreichen Exemplare des 31zeiligen Ablafsbriefes, welcher in Gutenbergs Druckerei von Schöffer hergestellt worden sei, wäre ein Kapitalist (Albr. Pfister) auf die neue Kunst aufmerksam geworden. Demselben hätte sodann Gutenberg seinen Druckapparat mit den Typen von B 36 im November 1454 abgetreten. Aus diesem Verkauf seien bald Streitigkeiten zwischen Gutenberg und Fust entstanden, da letzterer die Hälfte des Erlöses für ihr gemeinsames Werk forderte. Gutenberg habe die Zahlung jedoch verweigert, worauf Fust im Dezember 1454 seine Klage einreichte und den Druckapparat Gutenbergs mit Beschlag belegen liefs. Darauf hätte Gutenberg in aller Eile eine andere (weniger gefällige) Type geschaffen und damit noch Ende 1454 den neuen 30zeiligen Ablafsbrief gedruckt. Wenn Zedler glaubt, mit dieser ganz unwahrscheinlichen Kombination eine „überraschend einfache Lösung" der Ablafsbrief-Frage gegeben zu haben, so befindet er sich im Irrtum. Die Ereignisse zu Ende des Jahre 1454 drängen sich bei seiner Annahme in einer Weise, dafs er nirgends Zustimmung finden wird.

Im vierten Abschnitt sucht der Verfasser darzuthun, dafs es die „Mainzer Druckerei Albr. Pfisters" gewesen, aus welcher die mit der Type B 36 hergestellten Werke, nämlich die genannten drei Kalenderdrucke, ferner drei verschiedene Donate (im Brit. Mus. und in der Mainzer Stadtbibl.) sowie endlich die 36zeilige Bibel hervorgegangen wären. Mit dem Druck der letzteren hätte Pfister schon vor Beendigung von B 42 begonnen, bald aber den Druck unterbrochen und erst die Ausgabe der 42zeiligen Bibel abgewartet. Deren Nachdruck sei von ihm noch in Mainz vollendet worden, kurz darauf aber wäre Pfister nach Bamberg übergesiedelt, weil er dort besseren Absatz für seinen Bibeldruck erhofft habe. Die Ansicht, dafs Albrecht Pfister der Drucker von B 36 gewesen, ist früher schon oft genug ausgesprochen worden, aber sein Anteil an diesem Werk konnte noch niemals sicher erwiesen werden. Ausserdem bleibt die Möglichkeit bestehen, dafs die Type B 36 zweimal in andere Hände überging, Albrecht Pfister in Bamberg also erst der dritte Besitzer derselben war. Eingehende Untersuchungen haben hier erst noch Klarheit zu schaffen.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit Gutenberg als Leiter der Humeryschen Druckerei zu Mainz und der Bechtermünzeschen in Eltville. Nach Zedler kann es keinem Zweifel unterliegen, dafs der berühmte Catholicon-Druck von Gutenberg herrührt. Er hält Schwenkes Gründe nicht für genügend, um dem Erfinder diesen Druck abzusprechen. Aus der Type des Catholicon, die einfach eine Kopie nach der Schrift des abgedruckten Manu-

skriptes gewesen ist, lasse sich kein Grund gegen die Urheberschaft Gutenbergs herleiten. Auch sei es fraglich, ob die im 42zeiligen Bibeldruck beobachteten Setzerregeln ohne weiteres für das neue Werk, welches zudem mit neuen ungeschulten Setzern unternommen werden mufste, als mafsgebend zu betrachten wären. Vor allem aber spreche die Schlufsschrift des Catholicon, deren Verfasser nur Gutenberg sein könne, für ihn als den Urheber des Druckes. Freilich habe Gutenberg das gewaltige Werk nicht als selbständiger Druckherr unternommen, da ihm zur Beschaffung des bedeutenden Druckapparates die Mittel fehlten, sondern im Dienste eines Anderen. Dr. Humery soll nach Zedlers Ansicht (ca. 1457) Gutenbergs Druckerei angekauft haben, um ihn aus seiner bedrängten Lage zu retten, und soll ihm dann weiter den Auftrag und die Mittel zur Herstellung des Catholicon gegeben haben. Unmittelbar nach Vollendung dieses Druckes hätte Humery, welcher sein Geld für politische Zwecke brauchte, den neuen Typenapparat mit dem Rest der Auflage des Catholicon an Heinr. Bechtermünze in Eltville veräufsert. In die neue Eltviller Offizin wäre zweifellos ein Teil des Personals der Humeryschen Druckerei übernommen worden, und ebenso Gutenberg selbst als Leiter derselben; denn dafs Gutenberg seine Kunst auch noch in Eltville ausgeübt habe, darauf deuteten unanfechtbare Quellen (z. B. Fichets Brief vom Jahre 1472).

Die äufserst schwierige Frage nach den Beziehungen zwischen Gutenberg und Humery, an welcher sich schon so Viele vergeblich bemüht haben, ist auch durch die Kombination Zedlers nicht zufriedenstellend beantwortet. Seine Annahme, dafs Humery Gutenbergs Druckapparat gekauft aber unbenutzt in Mainz gelassen habe, dürfte doch etwas gesucht erscheinen.

Ueber Gutenbergs Nachlafs berichtet der Verfasser in dem sechsten Abschnitt seiner Forschungen. Was Gutenberg bei seinem Tod an Typenmaterial noch besafs, vermag Zedler mit grofser Sicherheit aufzuzählen, nämlich die 42zeilige Bibeltype, die 31- und 32zeilige Ablafsbrieftype und auch die kleine Psaltertype, soweit sie Schöffer in der Gutenberg-Fustschen Druckerei hergestellt hatte. Von diesem Letternmaterial soll Schöffer die Type von B 42 und Bechtermünze die 31zeilige (vielleicht auch die 30zeilige) Ablafsbrieftype erworben haben. Bezüglich der Psaltertype, welche in dem bekannten Rosenthalschen Missale speciale und dem neuentdeckten Missale spec. abbrev. zu St. Paul wiederkehrt, glaubt Zedler, dafs der spätere Besitzer Elias Helye von Laufen gewesen sei. Den Rest des Gutenbergschen Nachlasses, das eigentliche Druckgerät, läfst er in die Hände der Kogelherren zu Marienthal übergehen, die damit bereits im Herbst 1468 ihren Erstlingsdruck herstellten.

In einem Anhang kommt Zedler noch einmal auf die Adam Gelthufssche Inschrift zurück, die er vorher schon in den Annalen des Vereins für nass. Altertumsk. 31, 215 ff. behandelt hatte. Er beharrt den Ausführungen Falks gegenüber (Centralbl. f. Bibl. 18, 209 ff.) auf seiner früher dargelegten Ansicht, dafs die Inschrift kein litterarisches Epitaphium für Gutenberg sei, sondern vielmehr die Abschrift von einem wirklichen Denkmal, welches Gelthufs zu Ehren des Erfinders in der Pfarrkirche von Eltville habe setzen lassen.

Auf weniger wichtige Fragen im Zedlerschen Buche näher einzugehen, dürfte zu weit führen. Nur ein Punkt mag herausgenommen werden, um zu zeigen, wie leicht Zedler auch in Nebendingen zu vorschnellen Annahmen neigt. So z. B. meint er (vgl. S. 121 u. 137), Gutenberg habe (ca. 1457) vor Inangriffnahme des Catholicon in Johann Mentelin eine bewährte Kraft verloren. Woher weifs denn aber Zedler, dafs Mentelin überhaupt in Mainz war? Die urkundlichen Quellen sprechen durchaus dagegen, jedoch läfst sich manches dafür geltend machen, dafs Mentelin erst indirekt (vielleicht bald nach dem Jahre 1457) in Gutenbergs Kunst eingeweiht worden ist.

Schliefslich noch eine kurze Bemerkung zur Tafel II. Zedler (S. 4) hat die untere eingestempelte Inschrift auf dem Einband des Missale als „Hene Crans" gelesen und darin den Namen des Buchbinders finden wollen. Das Faksimile zeigt aber mit grofser Deutlichkeit als zweites Wort crucis. In dem ersten Wort sind die Buchstaben a c und e sicher. Man wird dem-